

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsdreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

No. 22.

Donnerstag, am 25. November.

1852.

Der Schuhschneid.

(Schluß.)

Bei einer solchen Beschimpfung vor den Augen eines Briefträgers erhielt der Zorn bei John die Oberhand über alle Rücksichten gegen eine solche Mutter. Er glaubte sich dadurch von allen Pflichten eines Kindes gegen seine Aeltern entbunden und legte seiner Zunge weiter keine Zügel an. Er erwiederte ihre Schmähungen in der Kernsprache eines Seemannes und versprach sich hoch und theuer, daß er nicht eine Minute länger mit einer solchen Mutter und Schwester unter einem Dache bleiben wolle, und sollte er auch unter freiem Himmel vor Hunger sterben. Liddy, um nicht Zeuge einer Scene zu sein, deren Ende sie ahnte, war voll Angst aus dem Zimmer geschlichen, als der Briefträger so unsanft hinausgewiesen wurde.

Sie hatte sich in ihre Kammer geflüchtet, doch diese war zu nahe, um nicht wenigstens den sehr heftig und laut geführten Wortwechsel zu hören. Im Zimmer höher stieg ihre Angst, und als John

trohig aus der Thür des Zimmers trat und aus dem Hause hinausgehen wollte, drückte sie ihm schweigend ein Papier in die Hand, und schnell wie ein Reh flog sie davon.

John hielt das Papier krampfhaft in seiner Linken und ging mechanisch weiter, ohne zu wissen, wohin. Erst nach geraumer Zeit hatte sich sein Ingrimm über die erlittene Mißhandlung gelegt, er kam zu einer ruhigeren Besinnung; jetzt fiel ihm erst das noch in der Hand gehaltene Papier ein, er öffnete es und fand folgende Zeilen:

„Es zerreißt mein Herz, was Sie durch die harte und unmenschliche Behandlung Ihrer Mutter und Schwester erleiden müssen. Wäre ich in einer glücklichen Lage, so würde ich Ihnen größere Beweise geben können, welchen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme. Verschmähen Sie nicht diese Kleinigkeit, die ich hier beischließe, und kränken Sie dadurch nicht ein Herz, das, eingedenk der Kinderjahre, Sie nie verkannt und Ihnen herzlich zugethan ist.“

Liddy Sivert.

Diese Zeilen waren Balsam in sein tief verwundetes Herz; gab es doch noch ein menschliches Wesen

das ihn nicht verachtete und verstieß; es war ein holdes Mädchen, dessen Herz eben so schön war, wie die liebliche Gestalt, in der es schlug.

Er fand in den Papiere drei Guineen.

Dein Brief ist auf der Post einzulösen, war sein erster Gedanke, aber in seinem Bettleranzuge dies nicht möglich. Der Schiffslieutenant Wolf sollte sich in diesen Lumpen als Eigenthümer des Briefes legitimiren?

Er ging daher zuerst zu einem Kleidertrödler und tauschte seine Lumpen mit einem anständigen Anzug um. Es war Mittagszeit, die Post verschlossen, und bei der kärglichen Kost empfand er einen peinlichen Heißhunger; sein Magen war so leer, wie die Tornister eines Kriegsgefangenen. Er trat in das erste Speisehaus, das sich ihm durch das Schild kenntlich machte, und stillte Hunger und Durst. Von hier begab er sich auf die Post, zahlte zwei Schillinge und erhielt dagegen den an ihn adressirten Brief.

Er entsiegelte ihn. Der Rheder schickte ihm nicht nur eine Decharge über die von ihm geführten Rechnungen, sondern auch eine Berechnung über rückständige Prisenfelder, wonach ihm fast noch drei tausend Pfund Sterling zu Theil wurden, welche in zahlbaren Wechseln beilagen.

So hatte sich plötzlich Johns Schicksal geändert. Er ging in einen anständigen Gasthof, verlangte ein Zimmer, ließ Schneider, Schuhmacher und andere Handwerker kommen; kaufte Wäsche und andere nothwendige und auch wohl zum Luxus gehörige Bedürfnisse und nach einigen Tagen war er so metamorphosirt, daß er große Wetten hätte gewinnen können, wenn er behauptete, wie er noch vor acht Tagen nur einen zerrissenen Kittel getragen, wie der armseligste Bettler. Dem Trödler überließ er nun wieder den ersten Anzug, und forderte seinen Bettlerkittel zurück. „Den will ich,“ dacht er: „zum beständigen Andenken aufbewahren, in welche Noth ich einmal gerathen bin.“

Er ging jetzt zum Lord-Großadmiral, und ließ sich bei ihm melden. Dieser empfing ihn sehr herablassend, und fand dort den Neffen des Großadmirals, den Schiffslieutenant Sharp, welcher es nicht unterließ, einige Worte zu Johns Lobe zu sagen. Die Folge davon war, daß der Großadmiral noch zuvorkommender wurde, ihm versicherte: „er werde

seiner gewiß bestens gedenken, und ihn einlud, sein Gast bei der Mittagstafel zu sein. John konnte dies nicht ablehnen, denn solche Einladungen sind gleichsam mittelbare Befehle.

Nach Tische wurde gespielt. John konnte sich nicht entziehen, daran Theil zu nehmen, und da die alte Leidenschaft wieder bei ihm in der früheren Heftigkeit erwachte, so wagte er so unüberlegt, daß er Alles, was er an baarem Gelde bei sich hatte, und selbst einen Theil der noch nicht erhobenen Wechsel verlor. So verließ er das theure Diner des Großadmirals, und keinen Penny baares Geld in der Tasche, kehrte er in seine Wohnung zurück, um den Rest, tausend Pfund in Wechseln, zu versilbern.

Als er mit dem Gelde aus dem Hause des Banquiers trat, wurde ihm ein Kriegskamerad ansichtig. Man freute sich des Wiedersehens, und der Kamerad machte ihm den Vorschlag, in eine nahe Taverne zu gehen, und zusammen eine Bowle Punsch zu trinken, damit man sich dabei der früheren Zeiten, der vielfachen Gefahren und Abenteuer wieder erinnere. John ließ sich den Vorschlag gefallen. Man trank wacker Punsch und unterhielt sich eine Weile. In dem nämlichen Zimmer ward aber auch gespielt; die Unterredung stockte; John sah dem Spiele aus der Entfernung zu, es fesselte seine Aufmerksamkeit immer mehr. Er hatte schon heute einen großen Verlust erlitten; ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer, auch ihn wandelte anfänglich eine solche Furcht an, aber die Sophisterei der Leidenschaft spiegelte ihm vor, daß er gerade nun glücklich sein und das Verlorene wieder ersetzen würde. Er nahm bald Theil an dem Spiele, doch das Glück blieb ihm eben so abhold wie zuvor, er verlor auch den letzten Schilling, und was das Schrecklichste für ihn war, da er auf Marken pointirt, so blieb er noch dem Bankhalter funfzig Guineen schuldig. Er versprach auf sein Ehrenwort, solche am folgenden Morgen zu bezahlen, und der Banquehalter war auch, nachdem er einen so guten Schnitt gemacht, damit zufrieden.

Zerknirscht und seine Spielsucht verfluchend, kam er in seine Wohnung zurück. Er lag die Nacht wie auf der Folter. Woher sollte er die schuldigen funfzig Guineen nehmen; er hatte sein Ehrenwort verpfändet; ewige Schmach lastete auf

ihm, er sann hin und her und sah keinen Ausweg aus diesem Irrgewinde. Nur eins blieb ihm, diese Schande konnte er nicht überleben; er beschloß seinen Tod. Er lud ein Pistol, und war eben in Begriff, die Thüre zu verriegeln, als daran gepocht und sie auch sogleich geöffnet wurde. Bestürzt legte er das Pistol schnell auf einen Tisch und empfing den Eingetretenen.

Es war Sharp.

„Sie werden sich wundern,“ sprach er zu ihm: „daß ich Sie so früh besuche; aber auch mich gewiß entschuldigen, wenn ich Ihnen den Grund davon sage. Ich war gestern Zeuge bei meinem Oheim, wie Sie mit verschiedenem Unglück spielten und beträchtlich verloren haben. Dadurch kann man in große Verlegenheit kommen. Ich bin noch Ihr Schuldner, und komme, um Ihnen die geliehenen zweihundert Guineen wieder abzutragen.“

Bei diesen Worten legte er das Geld in zwei Rollen auf den Tisch.

Dieser schnelle Wechsel von der Verzweiflung zu einer so unerwarteten fröhlichen Ueberraschung wirkte wie ein elektrischer Schlag auf John; er brauchte Zeit, um sich zu fassen, und es kostete ihm viele Anstrengung, nicht zu verrathen, was in seinem Innern vorging, doch sagte er zu seinem ehemaligen Schuldner mit ziemlicher Ruhe: „ich bin Ihnen doppelt für Ihre Aufmerksamkeit verbunden. Sie sind mir wie ein wahrer Schutzengel erschienen, denn ich gesteh' es, ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit.“

„Das ist mir selbst fast so vorgekommen,“ erwiderte der Neffe des Großadmirals, mit einem bedeutenden Blick auf das Pistol: „und um so lieber ist es mir, daß ich nicht mit der Bezahlung gezögert habe.“

Als Sharp John verlassen hatte, versank dieser in tiefes Nachsinnen. Er erkannte in allen diesen Ereignissen, die ihn so schnell und wunderbar getroffen, die unsichtbare Hand eines allmächtigen und allgütigen Weltenschöpfers und Lenkers, und wie schonend er ihn vom Rande des Verderbens gezogen, in das er durch seinen Leichtsinn und Uebermuth sich gestürzt hatte, und im Begriff war, frevelhaft Hand an sich selbst zu legen.

Er sah in Liddy das Hauptwerkzeug seiner Rettung, ihre Liebe hatte ihn aufgerichtet und

getröstet, ihre Gabe in den Stand gesetzt, den Brief einzulösen, wodurch er die Mittel erhalten, sich aus der Versunkenheit zu erheben. Sie erschien ihm als der tröstende und rettende Engel in seiner Bedrängniß, und er fühlte, daß kein menschliches Wesen einen so tiefen und süßen Eindruck auf ihn gemacht hatte, als sie, die zur Jungfrau herangewachsen, noch alle die zarte, anspruchlose Unschuld schmückte, die ihn als Knabe zu ihr, dem kleinen Mädchen, mit magischer Gewalt hingezogen hatte.

„Sie soll,“ dachte er: „keinen Undankbaren, keinen Unwürdigen in Dir finden, Du willst dem unseligen Hang zum Spiel entsagen, und nie mehr einen Würfel, oder eine Karte berühren. Aber wie oft schon hast Du dies Gelübde gethan, wenn Du den letzten Schilling verloren hattest und doch, wenn sich die Versuchung zeigte, bist Du nie so stark gewesen, ihm zu widerstehen, und hast Dein Gelübde gebrochen. Du mußt es Dir unmöglich machen, Dich wieder von der unseligen Leidenschaft ganz zu Grunde richten zu lassen.“

Er nahm nun die eine Rolle mit hundert Guineen, fügte drei hinzu, legte Alles in eine Schachtel und sandte sie an Liddy Sivert, denn sein Gelübde, das Haus der Mutter nie mehr zu betreten, hatte er treuer gehalten, wie das, nicht mehr zu spielen, obschon ihn oft eine Sehnsucht dahin trieb, die schöne und weichherzige Liddy zu sehen und zu sprechen.

Diese Summe war mit nachstehenden Zeilen begleitet:

„Liebe Liddy!“

Das großmüthige Geschenk, das ich, als mich der Geiz und die Grausamkeit einer Mutter aus dem Hause trieb und ich in der Verzweiflung nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, von der einzigen, schönen Seele erhielt, die noch Mitleid und Liebe für mich hegte, hat den Grund zu meiner Rettung gelegt. Ich gestehe reuevoll, ich würde noch glücklicher und geborgener sein, wenn mein Leichtsinn mir nicht wieder Fallstricke gelegt und die Leidenschaft des Spieles mich auf's neue verstrickt hätte. Ich bin indeß noch im Besitze so vielen Geldes, daß ich bei meinem halben Sold dessen Auszahlung ich in Erinnerung bringen

werde, bis ich wieder eine Anstellung erhalte, nicht Mangel leiden darf. Daher sende ich Dir die drei Guineen, die Du mir beim Abschied in die Hand gedrückt, dankbar zurück, und füge noch hundert bei, mit der Bitte, sie mir aufzubewahren, und sie mir unter keinem Vorwand zurückzugeben, damit ich einen Nothpfennig habe, wenn mich die Spielsucht noch einmal verleiten sollte, dem festen Vorsatz, niemehr zu spielen, untreu zu werden.

Noch bitte ich, Alles vor meiner Mutter und Schwester geheim zu halten. Ich kenne keine Seele, zu der ich Vertrauen habe, als Dich, Dein Bild und Dein Name sind als Schutzengel unvertilgbar eingegraben in das Herz.

Deines

John Wolf"

Ein Bursche aus dem Wirthshause auf den er sich verlassen konnte, erhielt den Auftrag, Liddy Sivert diese Schachtel, ohne daß es ein Dritter gewahr würde, einzuhändigen, und dieser richtete auch seinen Auftrag pünktlich aus.

John ging mit dem Rest der sieben und neunzig Guineen am Nachmittage wieder in die Taverne, um seine Spielschuld mit fünfzig Guineen zu bezahlen und sein verpfändetes Ehrenwort einzulösen.

Er fand schon wieder eine Pharobank, aber sein Gläubiger hielt sie nicht, sondern ein Anderer, ein Marineoffizier. Er näherte sich dem Ersteren, legte ihm die Rolle Guineen hin und sagte: „hier Sir, ist meine Schuld von gestern! Ich dank' Ihnen für den Credit.“

Der Dank wurde freundlich erwidert, und der Empfänger setzte die Rolle gleich auf eine Karte mit den Worten: „dies Geld prophezeit mir Glück! Ich will doch sehen, ob ich Recht habe.“

Nach einigen Abzügen gewann die Karte. Er pointirte eine zweite, auch sie gewann, desgleichen eine dritte.

Da wandte sich der Gewinner an John und fragte: „und Sie spielen nicht?“

„Nein!“ versetzte dieser, eingedenk seines Gelübdes: „Nein!“

„Freundchen!“ lispelte ihm der Frager zu:

„haben Sie vielleicht kein Geld bei sich? Disponiren Sie über mich. Sie sind ein Ehrenmann, und haben Credit bei mir, so viel Sie wollen.“

Er griff bei diesen Worten, in den vor ihm liegenden gewonnenen Haufen Guineen, und wollte John ungezählt eine Hand voll verstopfen reichen.

Dies verdroß John, sein Ehregefühl war gekränkt, und um zu zeigen, daß er Geld bei sich habe, zog er einige Guineen aus der Tasche und begann zu pointiren.

Auch ihm lächelte das Glück. Der erste Schritt war gethan; die Leidenschaft erwachte mit erneuter Kraft; die ewige Spannung zwischen Furcht und Hoffnung zeigte bei ihm ihre Zauberkräft. Er wurde immer hitziger und da auch er mit Glück spielte, so wurden seine Sätze immer höher.

Die Banque wurde gesprengt. John hatte einen bedeutenden Gewinn davongetragen, die Tasche voll Guineen kehrte er heim, und fand, als er sie zählte, daß er 12706 gewonnen hatte.

Sein Verlust war reichlich ersetzt, er traute seinen Augen kaum, und würde Alles für eine Traumtäuschung gehalten haben, wenn nicht die aufgezählten Goldstücke ihn handgreiflich belehrt hätten, daß Alles auf Wahrheit beruhe.

„Es ist doch ein großes Glück,“ dachte er bei sich: „daß ich nicht halsstarrig auf meinem Vorsatz beharrt habe. Man muß nichts verschwören. Hätt' ich aber nicht, als ich eben den unseligen Vorsatz gefaßt hatte, mir eine Pistolenkugel durch den Kopf zu jagen, so ganz wieder Erwarten die zweihundert Guineen erhalten und nicht gleich meine Schuld bezahlen können, so wär' ich schon jetzt ein Selbstmörder, verscharrt, und hätte auf immer der schönen Gewohnheit des Lebens entsagen müssen. Liddy hatte wohl Recht, als sie mir rieth, nicht zu verzagen. Sie ist und bleibt doch immer die Erste, die mir wie Ariadne dem Theseus den Faden reichte, um aus dem Labyrinth meiner Drangsale mich herauszuwinden. Jetzt will ich zu meiner Mutter und Schwester gehen; jetzt Beiden erklären, wie ich ihrer kargen Unterstützung, die mir so bitter gemacht worden, nicht weiter bedarf, jetzt will ich Liddy herzlich danken, was Sie für mich so großherzig gethan hat.“

Eben noch mit diesem Gedanken beschäftigt trat ein Aufwärter des Gasthofes in sein Zimmer.

„Hier,“ sprach er: „Herr Capitän ist ein Brief, — vor einer Stunde hat ihn ein recht hübsches Mädchen abgegeben.“

Er reichte John den Brief hin. Dieser entseelte ihn, und fand darin einige Zeilen von Liddy, in welchen sie den Empfang des Geldes meldete mit der Versicherung, daß sie seinen Auftrag gewissenhaft erfüllen würde. Sie äußerte darin ihre Freude über die glückliche Wendung seines Schicksals, erinnerte ihn dabei an die Worte Shakespeares, die sie ihm in prophetischen Geiste gesagt habe, mit liebeathmenden Ermahnungen und beschwor ihn, Alles aufzubieten, Herr über seine Leidenschaften zu werden. Sie schloß mit den Worten: „ohne Leidenschaft ist der Mensch ein Automat, mit ihnen wird er ein wüthendes Thier; darum hat Gott dem Menschen die Vernunft gegeben, daß er sie zügeln lerne, und in den Gränzen der Sittlichkeit halte, nur dann geben sie ihm eine Schwungkraft zu großen und erhabenen Thaten.“

Der Eindruck, den dieser Brief auf John machte, ist nicht zu beschreiben. Der Funke, der in seinem Herzen schon immer heimlich geglommen und dem es nur bei der Trennung von Liddy, bei seinem unruhigen Leben auf der See, das alle seine Thätigkeit in Anspruch genommen, bei seinem Hang zum Spiel, und den Verhältnissen, in denen sie im mütterlichen Hause gelebt, an Nahrung gefehlt, loderte jetzt zur hellen Flamme empor. Lebendig stand die holde Gestalt mit aller Anmuth der Jugend und Unschuld geschmückt vor seiner Seele, und mehr als durch diese äußere Hülle fühlte er sich durch ihr Herz, ihren Geist, und durch die rührenden Beweise ihrer innigen Theilnahme zu ihr hingezogen.

„Ich fühl' es,“ rief er aus: „ich bin viel zu schwach, um mich nicht bei den besten Vorsätzen von einer Leidenschaft in den Strudel reißen zu lassen, wenn nicht ein solcher schützender Engel mir immer zur Seite steht. Sie sei mein, mein auf ewig. — Aber wird sie sich auch dazu entschließen? — Mitleid ist noch nicht Liebe, und wie kann sie bei ihren Gesinnungen einen Menschen lieben, der sich so vieler Verirrungen schuldig gemacht?“ — Er versank in trübes Nachsinnen, dann rief er plötzlich aus: „warum will ich mich

mit Zwweifeln quälen? — Sie entspringen doch aus dem Bewußtsein meines Leichtsinnes, sie hat mir nie eine Abneigung bewiesen; vielmehr gezeigt, wie ihr der Gespieler ihrer Kindheit noch lieb und werth ist. — Was werden aber Mutter und Schwester zu meinem Entschluß sagen? — Sie haben die Bande gelöst, die mich an sie ketteten, sie sind meinem Herzen fremd geworden. Sie wollen nichts von mir wissen, ich thue nicht unrecht, wenn ich ihren Wunsch erfülle.“

Mit ungestümmter Hast trieb es ihn nach der Wohnung der Mutter, um Liddy zu sprechen und sein Schicksal entschieden zu sehen.

Plötzlich fiel es ihm aber ein, wie Mutter und Schwester ihre Gesinnungen und ihr Betragen gegen ihn unstreitig ändern würden, wenn er elegant gekleidet vor ihnen erschiene, und sie von seiner jetzigen Lage unterrichtet würden. Er sah voraus, daß er dann mit Beiden einen eben so harten Kampf mit erheuchelter Zärtlichkeit, mütterlicher und schwesterlicher Liebe würde bestehen müssen, wie zuvor mit ihrer Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit, um ihn von dem Gedanken abzubringen, ihre Dienerin zu seiner Gattin zu machen.

Aber Liddy mußte er um jeden Preis sehen und sprechen. Da fiel ihm der Bettelkittel ein, in welchem er zum erstenmale bei den Seinigen Hilfe gesucht. Er warf ihn über seinen Anzug, und sobald es dämmerte, schlich er sich aus seiner Wohnung nach der abgelegenen, ärmlichen der kargen Mutter.

Mutter und Schwester empfingen ihn noch zurückstoßender als bei seiner ersten Erscheinung.

„Hast Du nicht selbst mit einem hohen Schwur gelobt, meine Schwelle nicht wieder zu betreten?“ schrie die Mutter: „warum hältst Du nicht Wort?“

„Mutter!“ flehte er mit verstellter Zerknirschung; „erbarmen Sie sich Ihres unglücklichen Sohnes.“

„Jeder ist seines Glückes Schmidt,“ fiel die Schwester höhnisch ein: „wie man sich bettet, so schläft man.“

Bedenken Sie Mutter, daß Sie mich unter Ihrem Herzen getragen, und Du Schwester, daß ich mit Dir unter einem gelegen habe. Ich bitte ja nur um einen kurzen Aufenthalt von wenigen Tagen. — Mein Schicksal muß sich ändern so oder so.“

„Das sprachst Du auch das erstemal, als Du zu mir kamst,“ sagte die Mutter: „Wochen sind darüber vergangen, und es hat sich nichts geändert. Wo Du so lange Dich herumgetrieben, da magst Du auch ferner Dein Wesen treiben, Unge-rathener!“

Liddy, Zeuge dieses Auftritts, glaubte, daß Alles Wahrheit sei. Ergriffen von der höchsten Angst lief sie in ihr Kämmerchen; holte nicht nur die ihr anvertrauten hundert Guineen, sondern legte auch ihren ganzen Reichthum, vier Guineen zu.

Sie kam eben in dem Moment zurück, um ihm das Geld einzuhändigen, als Mutter und Tochter den vermeintlichen Unglücklichen zur Thür hinausdrängen wollten. Dies Benehmen empörte sie so, daß sie, ihr untergeordnetes Verhältniß vergessend, zwischen die Furien und John trat, und indem sie ihm das Geld darreichte, zu ihm sprach: „hier, Sir, haben Sie ja noch Geld genug, um sich nicht so mißhandeln zu lassen. Gott wird schon für Sie sorgen, wenn die ihr Herz vor Ihnen verschließen, die Natur und Pflicht auffordert, sich Ihrer anzunehmen. Ich mag keine Stunde länger unter Menschen bleiben, die gegen ihre nächsten Angehörige so ruchlos handeln können. Gott wird auch für mich sorgen.“

„Für Dich, liebe Liddy, ist schon gesorgt,“ sprach John: „wenn Du mir Dein Herz und Deine Hand vor dem Traualtare geben willst.“

„Ha ha!“ lachte Elisabeth: „ein Bettlerpaar!“

„Du irrst sehr, Schwesterchen!“ versetzte John mit kaltem Ernst: „Dein Bruder ist keinesweges ein solcher Bettler, wie Du Dir einbildest. Dieser Anzug ist nur eine Verlarvung, um Dich und die Mutter zu prüfen. Er hat mir einen zwar sehr schmerzlichen, aber auch sehr wesentlichen Dienst geleistet, er hat Euch Beide mit entlarvt, und mich in das Innerste Eurer Herzen blicken lassen.“

Bei diesen Worten schlug er den zerlumpten Kittel zurück und zeigte sich in einer eleganten Marineoffizieruniform.

Welche Ueberraschung für Alle, aber die freudigste glänzte in Liddy's Augen. Alle schwiegen. John wandte sich nun an Liddy: „und Du hast kein freundliches Wort für mich?“ fragte er sie mit einem, um Liebe stehenden Blick an.

„Sir!“ stammelte sie, mit schüchtern gesenkten

Augen; „was soll ein armes Landmädchen, die Dienerin ihrer Mutter und Schwester darauf antworten?“

„Frage Dein Herz, Liddy!“ rief er aus, „dies allein kann darüber entscheiden!“

Da sank ihm das Mädchen, überwältigt von ihren Gefühlen unter einem Strom heißer Thränen in die Arme, und lispelte verschämt: „ach John! ich habe Dich immer geliebt. Nur um Dich zu sein, hab' ich mich in die Sklaverei Deiner Mutter gegeben, um von Dir dann und wann etwas zu erfahren, hab' ich sehr lange eine harte Behandlung geduldet, ohne zu murren.“

„So willst Du also mein sein auf ewig?“ fragte John und schloß sie fest an sein Herz.

„Ja!“ stammelte sie: „ja! mit Freuden.“

Jetzt wandte sich John an Mutter und Schwester und sprach: „treue, hingebende Liebe, Nachsicht mit jugendlichen Verirrungen, die ich vergebens in Ihrem Herzen, Mutter und in Deinem Schwester! gesucht, hab' ich doch in dem mütterlichen Hause gefunden, und das Schicksal hat mir reichlich vergolten, was mir von Euch hartherzig verweigert worden. Wir scheiden auf immer, es ist nicht meine Schuld, wenn die Bande zerrissen worden, die die Natur um uns geschlungen hatte. Ich bin, dem Himmel sei Dank, in einer Lage, wodurch ich ohne Nahrungsorgen leben und auch der künftigen treuen Gefährtin meines Lebens mehr Gemächlichkeit gewähren kann, als sie zeither sich hat erfreuen können. Was sie vielleicht an flüchtigen, nur die Sinne befriedigenden Genüssen entbehren dürfte, soll ihr Liebe, Treue, Dankbarkeit ersetzen. Ihr Schuldner aber will ich nicht bleiben,“ fuhr er fort, sich an die Mutter wendend: „für den kurzen Aufenthalt in Ihrer Wohnung muß ich Sie entschädigen, das ist nicht mehr als billig; mit dem Dank eines Sohnes würde Ihnen wenig gedient sein, er wäre auch nur, bei der Behandlung, die ich erfahren, eine Heuchelei, der ich mich nicht schuldig machen will; erlauben Sie mir also, daß ich ihn in klingendem Gelde abtrage.“

Bei diesen Worten öffnete er die Schachtel, welche ihm Liddy eingehändigt hatte, und wollte die darin enthaltene Rolle Guineen herausnehmen.

„Was ist das?“ rief er aus, als er nicht nur die drei darin fand, die er von Liddy als Darlehn empfing, sondern außer diesen noch vier. „Ich habe

Dir ja nur hundert und drei Guineen geschickt, Liddy, und hier finde ich vier mehr.

Eine feurige Röthe überslog die Wangen der Braut und sie blieb stumm.

„So erkläre mir doch das Räthsel!“

Liddy gestand ihm nun mit Schüchternheit und halben Worten, deren Sinn er aber leicht errathen konnte, wie sie solche zugelegt, weil er ihrer wohl nöthiger gehabt haben könnte, als sie.

Die Blicke der Mutter und Schwester hafteten unverwandt auf dem schimmernden Gold; die Fingerspitzen zuckten, es zeigte sich in ihnen der Galvanismus des Geizes, und er wurde noch sichtbarer, als John von den aufgezählten Guineen sieben zurücknahm, sie in die Tasche steckte und zu Liddy sagte: „die will ich als ein Verlobungsgeschenk und als ein Kleinod wie ein Heiligthum aufbewahren.“

„Hundert Guineen dachte ich,“ sprach John darauf in einem bitteren Tone: „sind eine hinlängliche Entschädigung für höchstens fünf Schillinge, die ich gekostet haben kann. — Nun komm Liddy!“ — er reichte ihr den Arm: „damit wir je eher je lieber in die freie Luft kommen. Es ist mir hier so unheimlich zu Muth. Hier hat nur der herzlose Geiz und die Lieblosigkeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Hier waltet weder Liebe, noch Mitleid und Menschenfreundlichkeit.“

Beide verließen das Haus, John wollte Liddy in seine Wohnung führen.

„Nein!“ sagte sie: „für keinen Preis!“ —

„Wo willst Du denn hin?“

„Es war mein fester Vorsatz, als ich die Mißhandlungen sah, die Sie von Mutter und Schwester erfahren mußten, nicht länger bei diesen zu bleiben. Ich wollte zu einer weitläufigen Verwandten, die an einen Constabler verheirathet ist, mich unter ihren Schutz begeben und versuchen, ob ich nicht irgend wo anderwärts einen Dienst bekommen könnte.“

John, die Nothwendigkeit der Weigerung seiner Braut erkennend, erwähnte von diesem Moment an mit keiner Sylbe mehr, sie mit sich zu nehmen, und fragte nur.

„Wo wohnt denn Deine Verwandte?“

Sie bezeichnete ihm die Straße. Er brachte sie dorthin, empfahl sie der Obhut der Frau des Constablers, versprach alle diesfälligen Kosten zu be-

richtigen, und gab ihr auch einige Guineen als Vorschuß. Die Frau war gleich sehr bereitwillig, dem Wunsche ihrer Cousine und ihres Begleiters zu genügen und John verließ die Geliebte, nachdem Beide sich noch wechselseitig an der Erinnerung ihrer Kinderjahre erfreut und sich dadurch von der zärtlichen Neigung gegeneinander überzeugt hatten, wie sie sich schon immer, ohne es sich deutlich bewußt zu sein, geliebt hatten.

Bald darauf wurde John mit Liddy durch geistliche Weihe auf immer verbunden, und was zeither kein Spielverlust und kein dadurch herbeigeführtes Drangsal bei ihm vermocht hatte, bewirkte jetzt der Gewinn und die Liebe, die alle seine Gefühle in Anspruch nahm; er entsagte dem Spiele und, an Liddy denkend, wurde ihm das Opfer nicht schwer, einer Versuchung zu widerstehen.

John hatte seinen halben Sold jetzt ausgezahlt erhalten, mit diesem und seinem Kapital verließ er das theure London und siedelte sich in einem kleinen Ort an, wo er wohlfeiler leben konnte, fest entschlossen, nun seine übrige Lebenszeit dem häuslichen Glück in stiller Abgeschiedenheit zu widmen. Liddy hatte ihm einen kräftigen und muntern Knaben und ein schönes Mädchen geboren. Elternfreude wurde ein neues Band der innigen Zuneigung. Da traf ihn ein neuer Schlag, der den Frieden des glücklichen Paares bedrohte. Der Großadmiral hatte ihn nicht vergessen. Er empfing von ihm die Bekanntmachung, daß man ihn wieder als Schiffskapitän in Thätigkeit sehen wollte.

Liddy war untröstlich; John schwankte. Er war früher mit Leib und Seele ein Seemann gewesen, die alte Liebe zu diesem Stande, die beständige Regsamkeit in solchem, selbst die damit verknüpften, besiegten Gefahren, die in der Erinnerung einen so hohen Genuß gewährten — am liebsten und beredtesten sprach er immer noch von diesen — hatten einen sehr verführerischen Reiz für ihn. Sich von Liddy und seinen Kindern zu trennen, dieser Gedanke hatte für John etwas sehr peinliches, aber von der andern Seite, sich in die alte Thätigkeit versetzt zu sehen, mit dem wilden Elemente zu kämpfen, allen Gefahren, denen man auf ihm Preis gegeben ist, Troß zu bieten, und sich immer höher zu schwingen und Ruhm zu erwerben, etwas so verführerisches, daß John schwankte,

Die Neigung zum Seebienste behielt die Oberhand, er erklärte Liddy, daß er ein solches Anerbieten nicht ablehnen könne, und um sie für seine Absicht, die sie nicht theilen konnte, zu gewinnen, nahm er die Mutterliebe in Anspruch.

„Wir haben zwar nothdürftig zu leben, aber einen Sohn und eine Tochter, und nach meinem Tode zerfällt unser Vermögen in zwei Hälften. Dann kann für sie das Leben leicht ein beständiger Kampf werden, um nur das Nothdürftigste mühsam zu erringen. Ich hab' es recht tief und schmerzhaft gefühlt, wenn man bis zum Bettler herabgesunken ist. Nehm' ich die Stelle an, so setzt es mich in den Stand, mein Vermögen bedeutend zu vermehren. Es ist zwar ein großes Opfer, aber, liebes Weib, die Liebe der Eltern zu den Kindern ist die uneigennützigste, und für sie wird ihnen kein Opfer zu schwer.“

Liddy wußte nicht, was sie diesen Worten entgegenzusetzen sollte; es war ein harter Kampf zwischen der Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern. Sie zitterte bei dem Gedanken an alle die Gefahren, die sich dieser wieder aussetzte, wie er jeden Augenblick eine Beute des Todes werden könnte; mit zitternder Stimme setzte sie ihm dies auseinander und schloß:

„Ich liebe meine Kinder gewiß eben so zärtlich wie Du, lieber John! aber mich dünkt, die beste Erbschaft, die Eltern ihren Kindern hinterlassen können, ist eine verständige, sittliche Erziehung, wodurch sie gute und nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft werden. Bedenke! wenn ich und Deine Kinder Dich verlor, was sollte aus mir und ihnen werden?“ Bei diesen Worten stürzten Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen und sie konnte vor Aengsten nicht mehr sprechen.

„Das wird Gott nicht wollen!“ rief John aus: „beruhige Dich! Wer ist der Bürge, daß mich nicht auch hier eine Krankheit aufs Lager wirft, und ich ihr erliege? Vor dem Tod ist Keiner einen Augenblick gesichert, und wenn im Rathschluß Gottes mein Tod beschlossen ist, so bleibt es besser, daß ich ihn im Dienst der Marine als hier in Unthätigkeit finde. Du hast dann Anspruch als die Wittwe eines Marinekapitans auf eine ansehnliche Pension für Dich und zur Erziehung unserer lieben Kinder.“

John hatte sich selbst alles dies vorgespiegelt, um seinen Entschluß für sich und Liddy zu rechtfertigen, oder doch möglichst zu beschönigen, wogegen sich in seinem Innern eine Stimme sträubte, die er dadurch zum Schweigen bringen wollte. Es gelang ihm nur halb; eine düstere Wolke umzog seine Stirne, und zum erstenmale verdunkelte sich der heitere Ehestandshimmel dieses Paares.

Liddy wagte es nicht, seit dieser Unterredung den traurigen Gegenstand wieder zur Sprache zu bringen; John eben so wenig; da aber Jedem etwas auf dem Herzen lastete, dem er nicht Worte leihen mochte, so war die frühere heitere Unbefangenheit verschwunden.

Endlich faßte John Muth, er trat zu seiner Gattin ins Zimmer, und sagte, ohne ihr offen in das liebliche Antlitz zu sehen: „ich werde nun doch mich erklären müssen: ob ich den Antrag annehmen will, oder nicht. Es bleibt mir nichts übrig, als Ja zu sagen.“

Liddy sah ihn mit einem schmerzlich flehenden Blick an: ihre Zustimmung zu seinem Vorfaß zu geben, war ihr unmöglich, ein Widerspruch hätte ihr zu nichts geholfen, sie hatte schon alle Beredsamkeit erschöpft, sie antwortete nur durch einen schweren Seufzer und Thränen.

Da trat eine Magd in das Zimmer und reichte ein versiegeltes Schreiben an Liddy.

„Es ist so eben von der Post abgegeben worden.“

Die Aufschrift hieß: an die verheiratete Liddy Wolf geb. Sivert.

„Von wem kann der Brief sein?“ sprach sie bestürzt. „Ich sehe doch mit keinem Menschen in Briefwechsel.“

„Dies kannst Du leicht erfahren,“ versetzte John, „erbrich ihn!“

Mit zitternder Hand entsiegelte sie den Brief und entfaltete ihn. Ihn lesend, glänzten plötzlich ihre trüben rothgeweinten Augen von freudiger Ueberraschung. Sie reichte ihrem Gatten das Papier dar.

„Da, lies liebster John!“ rief sie aus: „nun bleibst Du doch bei uns!“

Es war eine Bekanntmachung des auswärtigen Amtes, nach welcher ihr der Bruder ihres Vaters, der nach Amerika ausgewandert und dort,

ein reicher Pflanzler geworden, gestorben, und, da er unverheirathet gewesen, ihr, seiner nächsten Verwandten, sein sehr großes Vermögen vermacht hatte.

„Jetzt darfst Du um des schnöden Geldes willen Dein Leben nicht mehr in die Schanze schlagen,“ sprach Liddy, indem sie John zärtlich umschlang: „dieser Vorwand, wogegen sich doch — leugne es mir nicht — Dein besseres Selbst gewiß immer gesträubt hat — kann nicht mehr gelten. Nicht wahr? Du lehnt die angebetene Wiederanstellung ab und bleibst unzertrennlich bei mir und unseren Kindern?“

„Schutzgeist meines Lebens!“ rief John erschüttert aus: „ja, ich bleibe! Nichts, als der Tod soll mich von Dir trennen.“

W e n c e s l a w a .

(Fortsetzung.)

Als die nächste Abenddämmerung ihre Schatten zu zerstreuen anfing, kam aus einem Thore Prags ein schlanker Jüngling in Pagentracht geritten; zarter Flaum deckte seine Lippen: von seinem Hute nickte eine Reiherfeder. Er schien große Eile zu haben, und gewiß trat ihm Raufek, der hier auf ihn gewartet hatte, zur ungelegenen Zeit in den Weg.

„Und wenn die Nacht so schwarz wäre, wie du, mein Rappe, würde ich dich doch erkennen!“ so sagte Raufek, den Zügel des Pferdes fassend, das ihm mit einem freundlichen Wiehern antwortete. —

„Ich kenne deinen Arhem, der mit dem duftigen lieblichen Hauch deines holden Reiters gewürzt ist.“

„Euch hat der Schutzgeist des böhmischen Volkes hieher geführt!“ sprach der Jüngling fortreitend, so daß Raufek seine Schritte beschleunigen mußte. „Ihr habt bei Eger bewiesen, daß Ihr mit dem luftdurchsegelnden Vogel um die Wette fliegen könnt, wenn das Heil eines Menschen von einem Augenblicke abhängt. Werft Euch schnell auf ein Pferd, und eilet gegen Teyn mir nach, um diesen meinen Brief übermorgen dem kaiserlichen Hauptmann in Kaplic einzuhändigen.“

„Du verlangst das Unmögliche, Wenceslawa! entgegnete Raufek Rusinow. „Mein Geist wird mit Dir bis an die Grenzen des böhmischen Reiches, ja bis an die Grenzen des Weltgebäudes fliegen; doch mein Körper muß in der Prager Burg zurückbleiben. Hätte mich der König zu den Quellen der Moldau mitnehmen wollen, würde ich nicht hier mit Deinem Rappen die Schritte messen.“

„König Wenzel wußte und ahnte nicht, was ich weiß und ahne. Nie würde ein Fürst seinem Diener für die Uebertretung seiner Befehle so danken, als der böhmische König Euch, wenn Ihr Euern Posten auf der königlichen Burg verläßt und meine Botschaft übernehmt. Wollt Ihr Euch ein unsterbliches Verdienst um das Vaterland und den König erwerben, wollt Ihr Euch meiner Zuneigung und Liebe würdig machen, so nehmt diesen Brief und eilt mir zum Hofe Zawis nach!“

„O Wenceslawa!“ rief Raufek, von einem neuen Sterne umstrahlt, „ich trachte nicht so sehr nach der königlichen Huld, als nach der Ehre meines Namens, nach dem Wohle meiner Nation, vor allen aber nach der Huld Deines himmlischen Herzens! Gib mir den Brief, und reite mit dem Pfeil um die Wette; ehe sich die Nacht über die Grenzen des heutigen Tages wälzt, erreicht Dich Raufek Rusinow!“ — Dies sagend nahm er den Brief und eilte nach Prag zurück. — Wenceslawa ließ erst jetzt das Pferd ihren kleinen Sporn fühlen und jagte so schnell über den steinigten Boden, daß des Rosses Sprünge zwei- und dreifach in den Felsen, zwischen welchen sich der Weg hinwand, wiederhallten. —

Eine stille Nacht breitete sich über die Himmelswölbung aus, und auf ihren wolkenlosen Schwingen schwebte, außer den Myriaden goldäugiger Sterne, auch des Mondes Silberantlitz, welches mit seinem sanften und zauberischen Glanze in Wenceslawa's Busen eine Ebbe und Flut mannigfacher Gefühle verursachte. Man sagt, daß er durch seine Anziehungskraft die Oberfläche des Wassers hebt und so die Ursache dieser wunderbaren Veränderung des Meeres zu sein pflegt; doch — sei es wie immer — er wirkte in der That auf das Herz der Tochter Brodins so mächtig, daß ihre Brust sich bald wie zur Umarmung der ganzen

Welt ausdehente und in muthiger Kraft erglühete, bald zu einer nie gekannten Enge sich zusammenpreßte und die Seele mit Furcht und Verzagtheit erfüllte. So oft das Mädchen, nach allen Seiten horchend, Hufschläge vernahm, meinte sie freudig überrascht, daß Raufek Rusinow hinter ihr jage; aber jedesmal wurde ihre Erwartung getäuscht.

Es ist am zweiten Tage Nachmittags, als Wenceslawa bereits durch die Vorstadt von Teyn ritt, hörte sie, und sich umsehend, erblickte sie einen Reiter, der windeschnell hinter ihr herjagte.

Es war in der That Raufek Rusinow. Aber wiewohl er mit seinem geflügelten Ritt gewiß nichts anderes im Sinne hatte, als Wenceslawa desto eher einzuholen, so steuerte er sich doch, wie er in ihre Nähe kam als ob er den Jüngling auf dem Rappen gar nicht kannte, und ritt sichgültig an ihm vorüber; bloß im Fluge ließ er die Worte fallen: „sei vorsichtig, Mädchen meines Herzens! Fünf Meilen im Umkreis athmet hier alle mit Zawis's Luft. Zar... sei Richter, ihr... Gott! Ich errathe die Absicht Deiner Pilgerfahrt. Gott segne Deinen Vorsatz! Ich lasse weder mir, noch meinem Rosse Rast, bevor ich den Inhalt Deines Briefes durch die sichere That verwirklicht. Lebend oder todt, wir finden uns wieder, mein Cherub!“

Hierauf jagte er wieder mit größerer Eiferigkeit aus dem Städtchen. Wenn hätte sich Wenceslawa ihm angeschlossen, um noch diesen Tag Hluboka zu erreichen; doch sie begriff den Sinn seiner Rede, auch verbot das seit zwei Stunden hinkende Pferd jeden schnelleren Ritt. Aus der letzten Gasse herausgekommen, erblickte sie rechts vom Wege die Teyner Schmiede, zu damaliger Zeit wegen ihres großartigen Baues — sie war auch ein Gasthaus — und wegen ihres Eigenthümers, der Schmidt, Arzt und Geisterbeschwörer in einer Person war, — im ganzen Königreiche bekannt. — Wenceslawa bog dorthin ein, obwohl sie mit den Eigenschaften dieses Hauses unbekannt war.

Es war ein hohes, breites und dabei gefälliges Gebäude, mit einem zweifachen, geräumigen Vordach, oder einer Sommerlaube versehen. Eines der Vordächer war an der mittlernächtlichen Seite, gegen die Stadt zu; dort sah man auch ein großes,

längliches Fenster, und den Eingang in die Schmiedewerkstatt. Das zweite Vordach aber war gleichsam das Gesicht des ganzen Gebäudes. Es stand der Straße gegenüber, und war im Sommer ein willkommener Schutz für Reisende, welche hier ihren Hunger an Dinst stillen und ihre fetten und mageren Beutel leerten. Hier befand sich auch der Haupteingang in die Gaststube, welche ihre Beleuchtung durch kleine Fenster erhielt. Vor diese berühmte Sommerlaube saßen Richter an 110, war es für die, daß sie bloß mit einem hohen, offenen Dache bedeckt war, so daß die dort in Anzahl stehenden Lawale und Specklinge manchen Fluch von Seite der Gäste erweckte und das vom Speicher her stehende Heu und Stroh nicht den Pferden und Stieren, als ihren Herren gefallen wollten.

„Sieh, Meister, den Fuß meines Rappen an!“ sagte Wenceslawa unter dem zweiten Vordache kurz und herrisch zu dem bejahrten Schmiede, der eine Salbe in einem Topfe umrührte. Aber der Schmied sah sich nicht um, und gab keine Antwort, sondern pfiff, in seiner Arbeit fortfahrend und in den Bart brummend, auf einem Finger der linken Hand.

Auf diesen Pfiff kam aus der Werkstatt seine Tochter heraus, ein zwanzigjähriges blauäugiges Mädchen von gefälligen Gesichtszügen, jedoch so groß und stark, daß die Frau Wenceslawa, die in ihrem Leben noch kein solches weibliches Geschöpf gesehen hatte, mit einem erschrocken, was uns nicht Wunder dünkt, da die entblößten Arme und das übrigens schöne Gesicht dieser Cyclopin-Tochter und Cyclopin, — weil sie den ganzen Tag am Glutofen arbeitete, — ganz von Ruß geschwärzt war. Von ihrem unbedeckten Haupte wallten schwarze Haare in großen Wellen über den breiten Rücken herab.

Unter dem langen fleischigen, berußten Halse war ein Hanshemd befestigt. Auf diesem Hemde lag, oder vielmehr durch einen Riemen am Nacken hing der Brustlaß einer ledernen, an die Lenden gegürteten Schürze, welche von den Knien sich abstoßend unlieblich rauschte. Ihre nackten Füße stakten in rohen, von einem Wagner gefertigten Holzschuhen, in welchen Maruna — so hieß unsere Cyclopin — wie in Seidenschuhen bequem und behend einherging. Ihre übrige Kleidung bestand

aus einem grobwoollenen, schwarz und grün gewürfelten Unterrock, welcher in unzählige Falten zusammengelegt, seine kräftige Besitzerin ansehnlich genug kleidete. Aus der ledernen Tasche der Schürze sah ein Messer, ein Hufeisen und einige Nägel heraus; in der rechten Hand aber hielt sie einen großen, gewichtigen Hammer, womit sie ohne Zweifel gerade auf dem Ambos gehämmert hatte.

„Ei!“ — sagte sie zu Wenceslawa — „der Junker hat ein Hufeisen verloren? Reitet Ihr zur Braut, so hättet Ihr Euch gut beschlagen lassen sollen; ein bloßer Fuß drückt sich bald wund und stolpert sehr leicht.“

„Mein Rappe hinkt“ — erwiderte Wenceslawa — „untersuche ihn, Mädchen! und hilf ihm wenn's möglich ist.“

„Für gute Bezahlung und eine kurze Bekanntschaft mit Eueren Flaumen von Herzen gern! — Hebe das Füßchen auf, kleines Pferdchen!“ — sagte sie schmeichelnd, wobei sie den Rappen so sanft am Schenkel streichelte, daß der Arme erzitterte. —

„Wenn Du meine lebendige Trage wärest, würdest Du nicht so bald hinken. Bergab möchtest du mich, und bergauf ich dich tragen; aber dein Herr ist noch zarter, als du bist! Fürcht' dich nicht, fürcht' dich nicht“ — sprach sie mit gesenktem Kopfe weiter, in der Linken den Hinterfuß des Pferdes haltend, und zog mit der Rechten das scharfe Messer aus der Schürze heraus. — „Laß einmal deinen Huf sehen — Mücken hast du, Mücken.“

„Was machst Du, Mädchen?“ — rief Wenceslawa ängstlich aus, da sie sah, daß Maruna in das untere Gelenk so stark einschchnitt, daß das Blut im starken Strome heraussprang.

„Ich bahne mir zu Eurem Kusse den Weg,“ sagte die Cyclopin, wobei sie mit der einen Hand hinter den Balken einen Lappen langte, und mit der andern von der Salbe, welche ihr Vater eben fertig machte, nahm. — „Euch weichfühlenden Jünglingen ist es um einen Tropfen Blutes Eures Pferdes leid; aber kalt genug bleibt Ihr,

wenn das verwundete Herz Eurer Mädchen verblutet! — So, das Füßchen ist verbunden; in einer Stunde könnt Ihr wieder reisen! — Seht!“ — fuhr sie fort, indem sie dem Pferde beim Kopfe stand und seine Zähne untersuchte — „wie mir Euer fünfjähriger Rappe dankbar lohnt! Er küßt mich und lacht auf mich; nun! Ihr werdet mich vielleicht auch mit keinem geringeren Lohne abfertigen?“

„Was ist das?“ — rief Wenceslawa erschrocken, zur Straße hinhorchend und schauend.

„Aha!“ — sagte Maruna, nach dem Hammer langend. Die Adamiten kehren aus dem nächsten Dorfe zurück. Wenn Ihr sie noch nicht gesehen habt, so kommt Euch's, anzusehen!“

Nachdem sie so den vermeintlichen Junker aufgefordert, lief sie mit dem Hammer am Riemen unter die vordere Laube heraus, wohin ihr auch Wenceslawa neugierig folgte.

Da zeigte sich am Feldwege um das Städtchen ein sonderbares Schauspiel. Es erschienen gegen zwanzig Männer, halb nackt, welche entweder Riemen, oder Weiden- und Birkenruthen in Händen hielten, und sich die Rücken unbarmherzig peitschten, wobei sie aus vollem Halse: „geißelt euch!“ schrien. Hinter ihnen rottete sich ein viel größerer Haufe zusammen, in dessen Mitte zwölf solcher Adamiten einen neuen, hie und da mit Blut besleckten, kleinen Wagen zogen, auf welchem eine ekelhafte menschliche Gestalt stand, in der Wenceslawa auf dem ersten Anblick Wilibald Reineck, den einstigen Burgvogt Zittau's und Ditto's Geheimrath, erkannte. War dieses Gespenst jederzeit häßlich: welch ein scheußliches Bild mußte es jetzt darstellen, da es, das Oberkleid an den Lenden aufgeschürzt, mit krummem Munde und Barte, und mit einer knotigen Peitsche, wüthend — wie es schien — seinen Körper zerfleischte, und in widerlichem Blute gleichsam gebadet war.

(Fortsetzung folgt.)

Lieder der Liebe

von

Ludwig Nebau.

(II. Abtheilung.)

Einsames Herz.

Ein Herz, das nicht liegen kann
An einer treuen Brust,
Ist ein Vöglein, das nicht fliegen kann
In freier Waldesluft.

Ist ein Blümlein, das nicht blühen kann
Im hellen Frühlingsdom,
Ist ein Bächlein, das nicht ziehen kann
Hin zum geliebten Strom.

Ist ein Pilger, der nicht sprechen kann,
Sein heiligstes Gebet,
O Herz, das nicht jubeln, noch brechen kann,
Nicht schlägt und nicht stille steht!

O Herz, das nicht liegen kann
An einer treuen Brust,
Wie man Dich in Schlummer n liegen kann,
Das hat noch Keiner gewußt!

Waldfriede.

Ring's der Wald in Träumen liegt,
Keine Stimme hebt im Laube,
Ueberall den Frieden fliegt
Droben eine weiße Laube.

Herz, Dein Wünschen schlummert' ein,
Friede ward's in allen Räumen,
Deine reine Lieb' allein
Schwebet über Deinen Träumen!

Dann weißt Du es!

O wolle trunken durch die stille Nacht
Und sieh' des Sternendomes stolze Pracht,
Und sieh' die Erde, wie sie selbst vergessen
Hinschlummert, still, in Träumen unermessen,
Hör' zu des Weltenengels Flügelschlage,
Der seine Loose streut dem künft'gen Tage,
Und lege all Dein irdisch Drängen ab, — —
Dann weißt Du es, wer mir die Lieder gab!

Dann trete hin zum klaren Murreibach,
Tief trunken wölbet sich des Himmels Dach,
Darüber strahlt Dein Bild im milden Glanze,
Die Reize all', gereiht zu einem Kranze,
Des süßen Auges wunderholdes Winken,
D'rin Liebestraum' erstehen und versinken;
O schau' mit off'nem Sinn und ernst hinab,
Dann weißt Du auch, wer mir die Liebe gab!

Dann geh' hinaus in's grüne Waldeshaus,
Wo tausend Weisen zieh'n in's All hinaus,

Und trete hin zum grünen Lindenbaum,
Und sieh' das Bild vom kurzen Liebestraum: —
Dort in dem Stamm, zwei engverschlung'ne Namen,
Darum den welken Blütenkranz als Rahmen,
Der Sprosser singt sein süßes Lied herab, — —
Dann weißt Du auch, was ich verloren hab'!

Liebesherz.

Blick' auf nach jenem klaren Stern,
Nach jenem dort in dunkler Fern',
Du Süßeste der Süßen!

Denn ach, ich hab' es gar so gern,
Wenn sich ein holdes Angesicht
Und eines Sternes mildes Licht
In stiller Nacht begrüßen! —

Und wie sie blickt zum Himmelsrund,
Die Süßeste der Süßen,
Die küßt' ich still den holden Mund
Und blick' in ihres Auges Grund;
Denn ach, ich hab' es gar so gern,
Wenn, nur geseh'n von Mond und Stern,
Hier rothe Lippen sich grüßen.

Und schilt sie dann in holdem Scherz,
So knie' ich ihr zu Füßen
Und sage: Du mein süßes Herz,
Dein Schelten macht mir wenig Schmerz:
Denn süßer ist die Süßigkeit,
Wenn sie nach holdverliebtem Streit
Zwei warme Herzen grüßen."

Weihe.

Ich schling' um Dein geliebtes Haupt
Von Liedern eine Perlenschnur,
Und wenn Dein Herz dem Lied nicht glaubt,
Wie sollt' es glauben dann dem Schwur?

Und glaubt es nicht des Lied's Accord,
Der wie ein Senfzer leis erstickt,
Wie sollt' es glauben dann dem Wort,
Das frei um Deine Liebe wirbt!

Wenn ich Dich liebe habe, was geht's Dich an?
(Göthes Wilhelm Meister.)

Wenn ich Dich liebe als das Himmelsblau,
Das unerreichbar über mir sich breitet,
Was geht's Dich an? Schon längst zu Grab geläutet
Ist mein Verlangen nach Dir, süße Frau!
Laß mir des Anschau's einz'gen Labungsthan,
Den süßen Wahn, an dem mein Herz sich weidet,
Daß Du, von meinem Seegenswunsch geleitet;
Glücklich wandelst durch des Lebens Au'!
O wandle fort und weude nicht zurück
Des stolzen Auges sengend heißen Strahl,
In's reiche Leben lehre Deinen Blick,
Dir blühen Freudenblumen ohne Zahl;
Dort blicke hin und frage nicht darnach,
Ob hinter Dir ein Herz auch brechen mag!

Sommernacht.

Hell Johanniswürmchen schwanfen
Durch die laue Sommernacht
Mir sind leuchtende Liebesgedanken
Tief im Herzen aufgewacht.

Tropfen Thau's in Blättern hangen,
Die der stille Mond bescheint,

Und mir thauen über die Wangen
Thränen, seliger Lieb' geweint.

Lang' hinschmelzend im Ton der Schmerzen
Singt im Busch des Sprossers Lied,
Und auch mir in dem tiefsten Herzen
Liedesaraß zur Liebsten zieht.

Würzburg Ende Oktober 1852.

Lese Frucht mit Randglossen.



In „Baierns politischer Geschichte“ von Andreas Sebastian Stumpfer. München, 1817. S. 178. würdigt der Verfasser den Einfluß der religiösen Meinungen auf die Politik der bairischen Herzoge. Sie waren Anfangs der Kirchenverbesserung geneigt, wurden aber bald von derselben abgewendet, und später, besonders seit dem Ausbruche der Bauernunruhen, die heftigsten Gegner derselben. Dieses ihr Reactionsystem gegen die Reformation lösete daher auch ihre früheren politischen Verbindungen mit andern deutschen Fürsten auf. — Die Spannung mußte vermehrt werden, als der von Sachsen und Hessen aus seinem Lande vertriebene katholische Herzog Heinrich von Braunschweig nach Landsbut flüchtete.

In der S. 242. u. f. versuchten Darstellung dieser Fehde aus dem rechtlichen und aus dem politischen Gesichtspunkte hätte doch angeführt werden sollen, daß die geheimen Verbindungen Heinrichs mit dem Kurfürsten von Mainz gegen Philipp von Hessen, welche der letztere entdeckte, die Absendung von Mordbrennern durch Heinrich in die Länder der Verbündeten protestantischer Fürsten, und mehrere Flugschriften, im Namen Heinrichs und des Kurfürsten von Sachsen gegen einander abgefaßt und öffentlich verbreitet, diesem Heereszuge der Schmalkaldischen Bundesgenossen gegen Braunschweig vorausgegangen waren. Es waren dabei nicht bloß religiöse und politische Triebfedern, sondern auch persönliche Leidenschaften und Verbindungen im Spiel.

Dies darf doch bei der Würdigung des Betragens auf beiden Seiten nicht vergessen werden.

In den zu dem ersten Bande dieses Werks

gelieferten Urkunden findet man darüber hinreichende Beweise.

Wilhelms Rathgeber, Eck, von frühern Zeiten her mit dem Landgrafen Philipp in Verbindung, vermochte den Herzog, daß er zu einem Bündnisse mit Sachsen und Hessen sich geneigt zeigte (1543), wobei er sich zur Vermittelung zwischen den beiden Fürsten und dem Herzoge von Braunschweig erbot. Da antwortete Philipp in einem Schreiben aus Kassel: vom 12. Juni 1543. „es sei seltsam, daß die Herzoge von Baiern mit Sachsen und Hessen Freund sein wollten, und doch den Herzog Heinrich in ihrem Lande hätten. Der heilige Paulus sage: wie stimmt Christus und Belial?“ — Dann äußerte er: „er halte die Herzoge für zu wichtig, um in dem Punkte der Religion zu hart zu sein, glaube vielmehr, sie würden bedenken, was Demosthenes zu den Atheniensern gesagt habe: ihr Männer von Athen stehet auf, daß ihr nicht, indem ihr den Himmel bewahret, unterdessen das Erdreich oder Land verliert.“ — Aeußerungen dieser Art, vom Vf. aus Urkunden mitgetheilt, lassen in der That einen Blick in die Politik der wichtigern Fürsten jener Zeit werfen, und zeigen wenigstens, daß Philipp die Stellung der deutschen Fürsten gegen Oesterreich genau erkannte.

Das Bündniß kam nicht zu Stande. Der Herzog Heinrich reiste zum Kaiser nach Italien, und sein Gesuch um Hilfe ward durch einen besonders an den Kaiser gesandten Agenten der bairischen Herzoge, Kurß, unterstützt. Wichtig ist des Kaisers Erklärung gegen Kurß, welche der Verfasser aus dessen Berichte an die Herzoge, Pavia den 9. Juni 1543, (S. 249) mittheilt. Der Kaiser meinte: es sei nicht so viel um die Religion oder um die Lutherei zu thun, sondern allein darum,

daß man auf beiden Seiten die Libertät zu hoch und zu fest suchen, und derselben nach rechten wolle.“ Sehr treffend setzt der Verfasser hinzu: „eine Aeußerung, die uns tief in des Kaisers wahre Gesinnungen blicken läßt.“ Auch zeigte sich dies später sehr deutlich, als Karl den Schmalkaldischen Bund in der Mühlberger Schlacht gesprengt hatte. Er unterdrückte den Protestantismus nicht in den eroberten Ländern, wohl aber „die Libertät.“ Was ohne den sächsischen Moriz aus dieser „Libertät“ in Deutschland geworden sein würde, nachdem Karl die beiden Oberhäupter des Schmalkaldischen Bundes als Gefangene mehrere Jahre hindurch behielt, liegt außerhalb des Kreises der politischen Berechnung. Daß aber Moriz den Kaiser nach seinen wahren Ansichten erkannt hatte, leuchtet aus dessen kräftigem, zu wenig erkannten Manifeste gegen Karl im Jahre 1552 (Hortleder, Th. 2. Bd. 5. Cap. 4. S. 1297 ff.) hervor, aus welchem Recens. eine Stelle aushebt: „so haben wir demnach einmal Herz und Mannheit erschöpft, daß wir im Namen Gottes und mit Herrschaft und gewaltiger Hand — das beschwerliche Joch des vorgestellten viehischen Servituts und Dienstbarkeit von uns werfen, und die alte löbliche Libertät und Freiheit unsers geliebten Vaterlandes, der deutschen Nation acerrime vindiciren und erretten u. s. w.“ Und die Geschichte Deutschlands feiert noch jetzt diesen Moriz als den damaligen Retter „der löblichen Libertät des geliebten Vaterlandes,“ und als den Fürsten, der den großen Kampf der religiösen und kirchlichen Freiheit gegen das Reactionssystem der Finsterlinge des sechszehnten Jahrhunderts im Passauer Vertrage zur Entscheidung brachte.

Gegen diesen Moriz erscheint freilich die Individualität der bayerischen Herzoge in der damaligen

vielbewegten Zeit sehr im Schatten. Man darf nur bei dem Verfasser ihr schwankendes Betragen zwischen beiden Parteien nachlesen, um sich zu überzeugen, daß sie weder den Charakter der ins öffentliche Volksleben Deutschlands mächtig getretenen Idee der religiösen und kirchlichen Freiheit begriffen hatten, noch auch auf der andern Seite des Reactionssystems von bedeutendem Gewicht waren. So viel entscheidet die Persönlichkeit der Fürsten in den großen Zeiträumen, wo eine neue Idee über einen halben Erdtheil sich verbreitet, für die politische Kraft ihres Staates auf die nächsten Jahrhunderte; und so bewährt sich auch in diesem Zeitraume der bayerischen Geschichte die unumslöbliche geschichtliche Wahrheit: daß das Schwanken zwischen zweien politischen Systemen und das Ergreifen von halben Maßregeln das Verderben der Staaten sei. Nur ein klargedachter und in der Ausführung unerschütterlich festgehaltener Zweck führt zum Ziele und zur Ehre! Man lese deshalb (S. 262.) beim Verf., wie Eck über den Herzog Wilhelm sich erklärte, als dieser zum Erscheinen auf dem Reichstage zu Speyer (1544) eingeladen war: „der Herzog habe Bedenken, auf den Reichstag zu kommen, weil seine persönliche Erscheinung ihm schändlich werden könne; solle er dem Kaiser in allen Dingen willfahren, um das liebe Kind zu werden: so schaffe er damit nichts Gutes, sondern bringe sich selbst damit unter das Joch. Sollte er zur Ehre und Wohlfahrt deutscher Nation reden; so erlange er darüber nichts als Ungnade und Gefahr. Es sei auch nichts im Rathe verschwiegen, und kein Fürst könne sich auf den andern verlassen: dies Mißtrauen werde sie alle verderben, und er halte dafür, der Kaiser werde auf dem Reichstage gewaltig tyrannificiren.“

M.

Feuilleton.

Der Naturdichter Adam Billaud zu Nevers. Auch Frankreich hat seine Naturdichter, wie Deutschland aufzuweisen, und es hat sie noch früher gehabt. So lebte unter der Regierung Ludwigs XIV. in Nevers ein Tischlermeister, Adam Billaud, der durch seine Verse sich einen allgemeinen Ruf erwarb.

Der große Condé hatte ihm für seine Verse ein Geschenk von hundert Thalern versprochen, aber nicht zahlen lassen. Als der Prinz nach Nevers kam, ging Meister Billaud zu ihm, und forderte ihn auf, sein Versprechen zu halten und zwar mit folgenden Zeilen:

Prinz, der Du größer bist,

Als selbst es Alexander ist,

Zu zahlen hundert Thaler mir,
Das hattest gnädigst Du befohlen.
Was sagest Du? — Ich bin nun hier,
Um mit sie selbst zu holen.

Als Probe seiner Dichtung mag hier in einer
Uebersetzung stehen:

Verwünschung der Musen.

Ihr, des Parnassos Lügenpack!
Ihr Musen, die in Nord und Süden
Beständig nur den Bettelsack
Der Verlesmacher Heer beschieden,
Ihr rühmt Euch der Unsterblichkeit,
Es sind nur trügliche Chimären,
Das schönste Lob, das ihr Monarchen weihet,
Um sie durch Schmeichelei'n zu ehren,
Hält doch der Parze Hand nicht ab,
Zu graben jeglichem sein Grab.

Seine Gedichte erschienen in einer Sammlung
unter dem Titel: *Hobelspäne des Meisters Adam
Billaud, Tischlers zu Nevers und Poeten.*

Er wurde zu seiner Zeit von mehreren Dich-
tern gelobhudelt, und man zeichnete ihn über Ver-
dienst aus, weil man, wie auch in Deutschland,
wenigstens im Allgemeinen die irrige Ansicht hegte,
daß man nur bei einer wissenschaftlichen Bildung
ein Dichter sein könne, obschon die Volkslieder al-
ler Nationen das Gegentheil beweisen.

So machte St. Amant folgende Verse auf ihn:

Liest man, was Meister Adam singet,
Muß man gestehn, daß ihm Gesang
So gut und tadellos gellinget,
Als Tisch, Sarg, Kasten und Kleiderschrank.

Cherreau widmete ihm folgende Zeilen:

Liebl. Billaud, tönst Deine Leier,
Scham uns und Begeisterung erfüllt,
Deine Brust durchglühst Dichterfeuer,
Und für Dich die Hippokrene quillt,
Süßen Wohlklang athmen Deine Lieder
Und Apoll, — es täuscht mich nicht der Schein —
Legt seine goldne Lyra nieder,
Tauschet dafür einen Hobel ein.

Endlich auch de l'Isle Chaulieu

Was, Ihr Musen, muß ich hören,
Phobus ist ein mürrischer Thor,
Denn er zieht jetzt seiner Leier
Einen Tischlerhobel vor.

Gut, Ihr weisen und ihr schönen
Musen, die mein Herz verehrt,

Es ist eines Tischlers Hobel

Eines Maurers Kelle werth!

Dies bekunden Billauds Verse,

Flößt Apoll Begeisterung ein,

Kann zu Troja man, ein Maurer,

Und zu Nevers Tischler sein.

R. M.

In ein Stammbuch.

Weise und geistreiche Sprüche
Man hier mit Bewunderung liest.
Eins nur zu bewundern ist,
Alle geh'n fast in die Brüche.

Steinrose.

Ueber den Ursprung der sogenannten Stamm-
bücher findet man in: „das Stammbuch, eine
Auswahl von Gnomen und Denkprüchen aus den
Werken der vorzüglichsten deutschen und französi-
schen Schriftsteller, herausgegeben von Karl Müch-
ler,“ von welchem drei Auflagen, die dritte im Jahr
1820 erschienen, und, sich von allen zuver und
nachher herausgegebenen ähnlichen Sammlungen
dadurch zu ihrem Vortheil unterscheidet, daß sie nicht
nur Stammbuchprogramme, sondern auch Stamm-
buchgedichte von berühmten oder doch rühmlich be-
kannten Dichtern, welche ausschließlich einzelnen
Personen gewidmet sind, und mehrere Stammbuch-
anekdoten enthält. Außer dieser Sammlung von
Gnomen und Denkprüchen hat deren Herausgeber
auch noch für diejenigen, welche sich nicht auf einen
Denkspruch in deutscher oder französischer Sprache
beschränken wollen, herausgegeben: „Vergißmeinnicht“
Sammlung von griechischen, römischen, italienischen,
portugiesischen, spanischen, englischen, französischen,
und deutschen Schriftstellern, in der Originalsprache
mit deutscher Uebersetzung, ein Taschenbuch, vor-
züglich zum Gebrauch für Stammbücher heraus-
gegeben. Die erste Sammlung davon erschien 1808,
und sie fand eine so günstige Aufnahme, daß eine
zweite 1811 und eine dritte 1820 gedruckt wurde.
Friedrich Haug schrieb an den Herausgeber von
dem ersten Bändchen, Stuttgart, den 10. Juni
1809: „Ihr Vergißmeinnicht wiegt alle bisherigen
Stammbuchsmotti zusammen weit auf.“

Im Jahre 1823 erschienen die drei Bändchen:
„Vergißmeinnicht, in einer dritten sehr verbessert und
vermehrten Ausgabe.“ (Berlin bei Dunker und
Humboldt.)

Weshalb man solchen Büchern den Namen:
„Stammbücher“ gegeben, da sie früher gewiß diesen
Namen nicht gehabt, hat wahrscheinlich darin sei-
nen Grund, weil später hauptsächlich der Adel
darauf einen Werth legte, denn in den aus frühe-
ren Zeiten noch vorhandenen Stammbüchern findet
man theils die Wappen, theils die Stammbäume
der da sich Eingeschriebenen. Das Wort Stamm-
buch ist seit langer Zeit im Gebrauch gewesen und
diese Ansicht ward auch schon durch Adelung, in
seinem Wörterbuch der hochdeutschen Mundart be-
stätigt. Er schreibt: „das Stammbuch. 1) Ein
Geschlechtsregister in Gestalt eines Buchs, ingleichen
ein Buch, welches mehrere Geschlechtsregister ent-
hält; eine ehemals sehr gangbare Bedeutung, welche

auch noch jetzt nicht ganz veraltet ist. 2) Ein Buch, welches dazu bestimmt ist, daß Gönner und Freunde Denksprüche und ihre Namen eigenhändig in dasselbe verzeichnen; ohne Zweifel, wie schon Frisch vermuthet, weil man anfänglich nur Unverwandte in ein solches Buch schreiben zu lassen pflegte.“

Unter diesem Worte versteht man allgemein ein Erinnerungs- oder Gedenkbuch, in welchem sich Gönner, Verwandte und Freunde einige Zeilen mit ihren Namen schreiben, etwas einzeichnen, oder ein Bildchen, Kupferstich und dergl. einkleben. Warum will man es jetzt, mit einer schönen Herabwürdigung vertilgen und es ganz undeutsch Album nennen? — Ein Wort, das, sobald ein solches Album zu seiner Bestimmung benutzt wird, durch das, was es andeutet, verliert; es hört mit dem Einschreiben oder Einzeichnen auf, ein „Album“ zu sein. Will man das Wort: Stammbuch, ohne einen triftigen Grund, aus der deutschen Sprache verbannen, so wähle man doch wenigstens ein deutsches: „Gedenk- oder Erinnerungsbuch,“ aber das klingt nicht gelehrt genug, man muß ein undeutsches wählen, um bei aller oberflächlichen Kenntniß von der Volksmasse für vorzüglich wissenschaftlich gebildet gehalten und bewundert zu werden. Man prahlt, daß man für das Volk schreibt, und doch schämt man sich, aus der kräftigen und reichhaltigen deutschen Sprache aus verächtlicher Eitelkeit, ein Wort zu wählen.

Anfrage.

Man hängt die kleinen Diebe, allein
Die großen läßt man laufen;
Dies trifft jetzt mehr wie jemals ein,
Was man in einer Zeitschrift liest
Zehnmal gedruckt in andern ist.
Und zehnmal muß man's laufen.
Sagt: wer sich so vom Raube nähert,
Ist der wohl noch der Schonung werth? *)

M.

*) „Wenn mir Jemand,“ sagt Lichtenberg den Beweis, daß der Nachdrucker ein Dieb sei, mündlich abfordert, werd' ich ihm demselben zwar nicht versagen, aber ein's werd' ich thun, ehe ich mich in's Gespräch mit ihm einlasse, werde ich meine Uhrkette wegstecken und mich wohl in Acht nehmen, mit dem, der so fragen kann, nicht Nachts allein durch den Speßart zu fahren.“

Der Ehescheue.

Ich sollte frein? — Zwar hab' ich es versprochen,
Doch nur zum Scherz bei'm Glase Wein.
Der Ehegott soll mich nicht unterjochen;
Ihm, werd' ich niemals dienstbar seyn.

Der Freiheit Glück, noch weiß ich es zu schätzen
Das Joch der Ehe schmerzhaft drückt,
Ganz anders ist's, wenn man in Amor's Netzen
Sich bloß zum Zeitvertreib verstrickt.

Jetzt bin ich Herr! mein Wille muß geschehen!
Doch hätt' ich thöricht erst gefreit,
Würd' es nicht mehr nach meinem Kopfe gehen:
Dann gute Nacht Bequemlichkeit!

Die beste Frau hat Eigensinn und Grillen,
Und unbelauscht könnt' ich nichts thun,
Selbst meinen Durst nicht nach Gefallen stillen,
Nicht munter bleiben, oder ruhn,

Und sah' ich je nach einem hübschen Kinde,
So wär's für mich verbot'ne Frucht;
Was jetzt ein Scherz, hieß' Hochverrath und Sünde.
Weh mir! ergriff sie Eifersucht.

Nichts könnte dann die Bornige versöhnen,
Sie predigte beim Sternenlicht
Die Ohren taub mir vor den Bettgardinen,
Und solche Reden lieb' ich nicht.

Drum steht es fest, stets will ich ledig bleiben,
Zum Ringetausch laich nie verstehn,
Mit Hand und Fuß will ich mich immer sträuben,
Um dem Pantoffel zu entgehn.

J. F.

Auflösung des Logogryphs in voriger Nummer: **Esel.**

1) Bileam's Esel.

2) Der goldene Esel des Apulejus.

3) Die hölzernen Esel, auf welchen ein Verbrecher reiten mußte, um der Berispottung des Publikums Preis gegeben zu werden.

4) Der Esel, welchen die Berliner Bürgerwehr durch die Stadt führte, um die für sie beschlossene Organisation und ihre Geseze zu tragen.

5) Die Milch der Eselinnen.

6) Esel.

7) Esee, die Obst- und Weinlese.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Finze in Leipzig.